

P. Mauro-Giuseppe Lepori, Generalabt O. Cist.

„Was hat dein Geliebter den andern voraus?“

Ein ganz besonderer Schatz

Das Hohelied ist der Gesang der Bevorzugung, der besonderen Liebe. Die Bevorzugung macht es aus, dass etwas mein Schatz ist. Ich kann den wertvollsten Schatz der Welt besitzen. Wenn ich ihn aber nicht allem andern vorziehe, ist er nicht wirklich mein Schatz, dann besitze ich ihn nicht wirklich wie einen Schatz. Etwas ganz besonders lieben bedeutet, etwas in einer bestimmten Art zu besitzen, es zwar nicht in den Händen zu haben, nicht nur in den Händen zu haben, sondern in seinem Herzen. Was der Fuchs im Kleinen Prinz von Antoine de Saint-Exupéry sagt, kann so umschrieben werden: Man besitzt nur mit dem Herzen gut, man besitzt eigentlich nur wirklich, was man mit dem Herzen besitzt, was man aus Liebe, aus ganz besonderer Liebe besitzt.

Diese Vorzugsliebe ist eine dramatische Geschichte mit ihrem Auf und Ab. Es ist aber bemerkenswert, dass im Hohelied vor allem die Braut Opfer der Unbeständigkeit ist. Der Bräutigam liebt seine Braut ohne Zögern, ohne Schwanken, ohne Wenn und Aber. Er möchte ihr begegnen, sie umarmen, bei ihr bleiben. Auch die Braut sehnt sich nach ihm, den ihre Seele liebt. Aber ihre Liebe ist unbeständig, den Stimmungen ausgesetzt und stärker durch die jeweiligen Umstände, die Gewalt der Menschen und die Verhaltensregeln der Gesellschaft beeinträchtigt. Sie ist nicht so unbefangen wie der Bräutigam, ihrer Liebe, ihrer Sehnsucht freien Lauf zu lassen. Sie wird sogar einmal von den Ordnungshütern geschlagen und ihres Mantels beraubt (Hld 5,7). An einer andern Stelle lässt sie sich hindern durch das, was die Menschen denken: „Ach, wärest du doch mein Bruder, genährt an der Brust meiner Mutter. Träfe ich dich draussen, ich würde dich küssen, niemand dürfte mich deshalb verachten“ (8,1). Aber einmal verhindert ihre eigene Schuld die Begegnung mit dem Geliebten, ihre Trägheit, ihr Zögern, ihre Unentschlossenheit, ihre Berechnung, weil sie für sich einen Vorteil herauschlagen will. Einen Augenblick lang verschliesst sie sich und denkt an sich selbst und an ihre Bequemlichkeit: „Ich habe mein Kleid schon abgelegt – wie soll ich es wieder anziehen? Die Füße habe ich gewaschen – soll ich sie wieder beschmutzen?“ (5,3) Wenn sie sich endlich aufraffen kann, wenn sie endlich auf die tief in ihrem Herzen brennende Sehnsucht hört, ist der Geliebte gegangen, er ist nicht mehr da, er hat es aufgegeben: „Ich öffnete meinem Geliebten, doch der Geliebte war weg, verschwunden!“ (5,6)

Da macht sich die Braut auf den Weg ihn zu suchen, in Angst und Reue nach ihm Ausschau zu halten. Alles stellt sich ihr in den Weg, die Wächter schlagen sie, aber trotz alldem gibt sie nicht auf. Ihre Leidenschaft ist zu gross, als dass sie darauf verzichten könnte, ihren Geliebten wieder zu finden. Sie leidet und sie weiss, dass dieser Schmerz ein guter Schmerz ist, ein Schmerz, den sie als Liebesleiden bezeichnet: „Ich beschwöre euch, Jerusalems Töchter: Wenn ihr meinen Geliebten findet, sagt ihm, ich bin krank vor

Liebe!“ (5,8) Liebeskrank – das lässt mich an das Wort denken, mit dem Mutter Teresa die Nächstenliebe definierte: „Man muss lieben, bis es weh tut“. Es ist besser, krank zu sein vor Liebe als sich gut zu fühlen ohne Liebe, ohne lieben zu wollen. Es ist besser, die ganze Last des eigenen Elends zu spüren, das Gewicht der eigenen Unfähigkeit, die immer wieder die Gelegenheit verpasst, Gott und den Nächsten zu lieben, so manche Gelegenheit, Christus zu lieben. Es ist besser, die eigene Armseligkeit wahrzunehmen als den Eindruck zu haben, alles sei in Ordnung, ohne die Sehnsucht zu spüren mehr und besser lieben zu können, ohne die Sehnsucht zu spüren, Denjenigen zu finden, den unser Herz in seinem tiefsten Wesen liebt.

Genau an diesem Punkt, wo sich die Braut so sehr quält, weil sie die Liebe des Bräutigams, der sie besuchen, der in ihr Haus, in ihr Leben eintreten wollte, zurückgewiesen hat, genau in diesem Moment wo die Menschen sie verletzen, ihr den Mantel wegnehmen, in diesem Moment tritt ein Chor auf und stellt der Braut zweimal eine Frage, wie ein Refrain, wie ein Spottlied, wie um sie auszulachen: „Was hat dein Geliebter den andern voraus, du schönste der Frauen? Was hat dein Geliebter den andern voraus, dass du uns so beschwörst?“ (5,9)

Die entscheidende Frage

„Was hat dein Geliebter den andern voraus?“ Eine provozierende Frage! Sie fordert die Braut auf, Rechenschaft abzulegen über ihre Liebe, sich über den Grund klar zu werden, warum sie ihren Geliebten sucht, warum sie die Verletzungen erduldet, warum sie sich entblößen lässt, warum sie die Verachtung über sich ergehen lässt. Warum liebt sie ihren Bräutigam so sehr? Wäre es nicht vernünftiger, einen andern zu suchen? Einen, zu dem man leichter Zugang hat, der leichter zufrieden zu stellen ist? Einen, den man nicht ständig suchen muss? Einen, um dessentwillen man weniger leiden muss?

Diese Frage ist nicht nur eine Provokation, sie ist auch eine Versuchung. Es ist DIE Frage, auf die jeder Christ eine Antwort finden muss, besonders aber diejenigen, die geloben alles zu verlassen, um Christus mit ungeteiltem Herzen zu folgen. Die Lebensentscheidung der Ordensleute, der Mönche und Nonnen bezeugt eine Vorliebe, eine ganz besondere Liebe für Christus. Es gibt aber in unserem Leben Momente, wo diese Bevorzugung ihre Rechtfertigung finden muss, wo sie begründet werden muss. Es genügt nicht, Fakten als Beweise anzuführen. Ich meine damit, dass es nicht genügt zu zeigen, dass Christus ein Plus aufweist gegenüber anderen Möglichkeiten, dem Leben einen Sinn abzugewinnen, indem man eine Lebensform wählt, die andere Menschen nicht wählen, indem man gewisse Dinge tut, die andere nicht tun, usw. Es gibt Momente, wo wir aufgerufen sind, unumwunden Rechenschaft zu geben über unsere Bevorzugung, wo wir unsere besondere Liebe zu Christus durch Christus selbst rechtfertigen müssen und nicht durch das, was wir sind oder tun.

Der Chor stellt hier sowohl die Freunde wie die Feinde der Braut dar. Der Chor fragt die Braut nicht, was sie hier tut, in der Nacht, und warum sie die Schmach über sich ergehen lässt. Der Chor fragt nach den Gründen der Braut, warum sie den Geliebten allen andern vorzieht. Und dieses Warum betrifft die Person selbst des Geliebten. Die Welt fordert uns heraus, durch Jesus selbst Rechenschaft abzulegen über unsere Wahl des Ordenslebens, über unsere Sehnsucht erfüllen zu wollen, was wir gelobt haben.

„Was hat dein Geliebter den andern voraus?“ Das ist die Herausforderung, vor die die Welt uns stellt. Das ist die Herausforderung, die uns in der tiefsten Sehnsucht unseres Herzens trifft. „Was hat denn Christus den andern voraus, was hat er Besseres zu bieten als alles andere, das dem Leben Sinn gibt, das die Welt dem Menschen als Lebenssinn offeriert? Was hat Christus Besseres zu bieten als die andern ‚Messias‘?“ Warum sollen wir ihm vor allem andern den Vorzug geben? Warum sollen wir seiner Liebe nichts anderes vorziehen? Warum sollen wir nichts Kostbareres haben als Ihn, wie der heilige Benedikt es von uns verlangt?

Das ist das Problem, das Dilemma seit 2000 Jahren und mehr, ein Dilemma für alle und gegenüber allen, die ernsthaft auf den Messias gewartet haben. Die grosse Herausforderung, heute wie eh und je, ist die Begründung für unsere Bevorzugung, für die bedingungslose, ausschliessliche Bevorzugung, die nicht eine Sache des Geschmacks ist, sondern der Liebe.

Die Antwort

Der Chor der Welt trällert seine Frage genau in dem Moment, wo die Braut des Hohenliedes den Bräutigam zurückgewiesen hat. Das macht die Antwort kompliziert. Die Braut wollte die Türe nicht öffnen, weil sie schon im Bett war, weil sie die Füße nicht wieder schmutzig machen wollte. Sie weist ihren Geliebten zurück, indem sie sich in sich selbst zurückzieht. Eine kleinliche Reaktion, die in totalem Widerspruch steht zur Leidenschaft ihres Herzens.

Die Braut des Hohenliedes ist wie Petrus, nachdem er seinen Herrn verleugnet hat. Jesus kommt zu ihm zurück und fragt ihn dreimal, ob er Ihn liebt – mehr als die andern liebt.

Paradoxerweise ist es gerade ihr Abweisen, das der Braut den wahren Grund für ihre Bevorzugung eingibt, für ihre ausschliessliche Liebe, die sie für ihren Bräutigam empfindet oder empfinden will. Der Grund für diese Bevorzugung ist die Schönheit des Geliebten, die unvergleichliche Schönheit.

„Was hat dein Geliebter den andern voraus? (...)

Mein Geliebter ist weiß und rot, ist ausgezeichnet vor Tausenden. Sein Haupt ist reines Gold. Seine Locken sind Rispen, rabenschwarz. Seine Augen sind wie Tauben an Wasserbächen; die Zähne, in Milch gebadet, sitzen fest. Seine Wangen sind wie Balsambeete, darin Gewürzkräuter sprießen, seine Lippen wie Lilien; sie tropfen von flüssiger Myrrhe. Seine Finger sind wie Stäbe aus Gold, mit Steinen aus Tarsis besetzt. Sein Leib ist wie eine Platte aus Elfenbein, mit Saphiren bedeckt. Seine Schenkel sind Marmorsäulen, auf Sockeln von Feingold. Seine Gestalt ist wie der Libanon, erlesen wie Zedern. Sein Mund ist voll Süße; alles ist Wonne an ihm. Das ist mein Geliebter, ja, das ist mein Freund, ihr Töchter Jerusalems.“ (5,9.10-16)

Die Antwort der Braut sagt nichts über sie selbst, nichts über die Gefühle ihrer einzigartigen Liebe. Sie spricht ausschliesslich von ihrem Geliebten, von seiner Schönheit, von seiner Liebe. Das, und nur das, begründet und rechtfertigt ihre aussergewöhnliche Liebe zu ihrem Bräutigam. Es ist, wie wenn sie sagen würde: „Alle Gründe für meine ausschliessliche Liebe liegen im Geliebten selbst, in seiner Schönheit, in seiner Liebe. Sucht keine Gründe bei mir, schaut IHN an. Ich liebe Ihn über alles, weil

Er diese Ausschliesslichkeit wert ist. Meine Liebe ist absolut, uneingeschränkt, weil Er der absolut, der uneingeschränkt Liebenswerte ist.“

Und hier gibt es nun auch Raum für die Zerbrechlichkeit der Braut, für ihre Unbeständigkeit, für das Verleugnen, für die Ablehnung. Aber es gibt vor allem auch und immer wieder aufs Neue die Gelegenheit sich aufzuraffen, die Möglichkeit neu anzufangen, den Geliebten allem andern vorzuziehen. Auch wenn man tausendmal Christus verraten hat, so ändert das nichts an der Tatsache, dass er der absolut Liebenswerte bleibt. Und genau darin besteht das immer neue Angebot, Christus allem andern vorzuziehen.

Die Schönheit Christi

Es mag uns sonderbar und übertrieben erscheinen, wie das Hohelied die Schönheit des Bräutigams schildert. Die Vielfalt der Ausdrücke hilft uns aber, die Schönheit Christi als umfassende Schönheit zu begreifen. Es geht im Grunde genommen nicht um die Schönheit eines Gesichts, eines Blicks, eines Körpers, einer Stimme usw. Es geht um die Schönheit aller Schönheit, um die Herrlichkeit der Schönheit, der ursprünglichen, neuartigen und einzigartigen Schönheit. Es geht um die Urschönheit, die allem, was schön ist, Schönheit verleiht. Im Leib Christi aber wird diese absolute Schönheit in jeder Einzelheit offenbar: Sie ist ganz verwirklicht in seinem Gesicht, in seinen Augen, in seinen Händen, in seiner Stimme, usw.

Es genügt, dass die Braut ihren Geliebten beschreibt und zeigt, vorstellt, um die Ausschliesslichkeit ihrer Liebe zu erklären und zu begründen. Sie tut das mit Worten, die zu verstehen geben, dass auch ihre Freundinnen die Schönheit ihres Geliebten allem andern vorziehen müssten, weil sie nirgendwo und niemals eine ähnliche Schönheit finden werden. Die Schönheit Christi ist so vollkommen und absolut, so ursprünglich und wesentlich, dass sie selbst in der Entstellung und Verunstaltung der Passion und des Todes noch sichtbar ist.

Der heilige Augustinus schreibt in seinem Kommentar zu Psalm 84: „Bedenkt, Brüder, wie gross die Schönheit [des Herrn] sein muss. Alles Schöne, was ihr seht, was ihr liebt, alles das hat Er gemacht. Wenn diese Dinge schon so schön sind, wie schön muss Er dann sein? Wenn diese Dinge grossartig sind, wie vielmehr Er! Lassen wir diese Dinge, die wir lieben, hinter uns, um uns noch mehr nach Ihm zu sehnen. Halten wir diese Dinge für wertlos; Ihn hingegen, Ihn wollen wir lieben!“

Das alles hilft uns zu verstehen, dass Christus allem vorziehen nicht eine ästhetische Angelegenheit ist; dass Christus allem vorziehen das ganze Leben mitreisst. Es geht nicht darum, Christus den Vorzug zu geben, so wie man Bach Mozart vorzieht, oder wie man Cézanne besser mag als Picasso. Das sind ästhetische Vorlieben, die sich wandeln können, weil sie ja letztlich nicht unser ganzes Leben bestimmen. Die Schönheit Christi dagegen ist die Schönheit aller Schönheit, sie ist die überhaupt grösstmögliche Schönheit, sie ist die Quelle und Substanz jeglicher Schönheit. Daher muss man ihr den absoluten, nicht austauschbaren Vorzug geben, den ausschliesslichen Vorzug, der letztlich das ganze Leben prägt und bestimmt. Schon am Anfang des Hohenlieds ruft die Braut: „Zieh mich her hinter Dir! Lass uns eilen!“ (1,4)

Wir verstehen jetzt, dass Kontemplation Christi nicht möglich ist ohne die Sehnsucht, Ihm von ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit allen Kräften zu folgen. Und wir verstehen jetzt, dass man Jesus nicht folgen kann, ohne seine Schönheit zu betrachten, wie Johannes Paul II uns zu Beginn des neuen Jahrtausends nahe gelegt hat. (vgl. Apostolisches Schreiben *Novo millennio ineunte*, Nr. 16-28, 6. Januar 2001)

Gott hat sich offenbart. Er will, dass wir Ihn sehen, dass wir Ihn betrachten. Die Schönheit aller Schönheit offenbart sich in einem kleinen Kind und somit in einem ganzen Menschenleben, von der Wiege bis zum Grab und über das Grab hinaus. Wenn wir der Sache auf den Grund gehen wollen, warum wir Gott allem andern vorziehen, wenn wir die Entscheidung begründen wollen, welche diese Liebe für jeden Stand, für jede Form christlicher Berufung nach sich zieht, wenn wir das vor allem uns selbst gegenüber, aber auch den andern gegenüber rechtfertigen wollen, dann müssen wir auf Jesus zeigen.

Um auf Jesus zeigen zu können, müssen wir zuerst selbst Ihn anschauen, müssen wir Ihn in allen Geheimnissen seiner Menschwerdung, seiner Erlösung und seiner Verherrlichung betrachten. Wir müssen Ihn ganz einfach betrachten wie die Hirten von Bethlehem, wie der römische Hauptmann am Fuss des Kreuzes, damit wir Ihn nachahmen, damit wir Ihm folgen können, Ihm folgen, indem wir Ihn betrachten.

Die ausschliessliche Liebe zu Christus ist unsere Berufung, unser Zeugnis, unsere Sendung, unsere Arbeit und Ruhe, unser Gebet und unser Werk, unser Opfer und unsere Freude.

„Zieh mich her hinter Dir!“

Es ist kein Zufall, dass die Väter unseres Zisterzienserordens die Regel des heiligen Benedikt mit Vorliebe im Licht des Hohenliedes lasen und befolgten. Vielleicht ist es gerade dieser Umstand gewesen, welcher die Observanz der Benediktsregel im zwölften Jahrhundert erneuert und wieder belebt hat. Sie haben verstanden, dass das Herz der Regel und das Charisma des heiligen Benedikt das „Nichts der Liebe Christi vorziehen“ ist (4,21), und dass nur diejenigen Mönche den wahren Gehorsam leben, die „nichts höher schätzen als die Liebe zu Christus“ (5,2).

Spricht der heilige Benedikt nicht vom Hohelied, wenn er im Prolog zur Regel verspricht: „Wer im klösterlichen Leben und im Glauben voranschreitet, dem weitete sich das Herz, und mit der unsagbaren Freude der Liebe eilt er voran auf dem Weg der Gebote Gottes“ (V. 49)?

Wir laufen davon vor dem, was uns abstösst; wir eilen auf das zu, was uns anzieht. Wenn wir aus Angst die Flucht ergreifen, weitete sich unser Herz nicht, es zieht sich zusammen, es verschliesst sich. Wenn wir zugehen auf den, der uns mit Liebe an sich zieht, weitete sich das Herz, es atmet auf, es wird erfüllt mit Sehnsucht und Freude, ja, mit der „unsagbaren Freude der Liebe“.

Man spürt hier, dass der heilige Benedikt sich von den ersten Zeilen des Hohenliedes inspirieren liess, wo die Braut dem Bräutigam zuruft: „Zieh mich her hinter Dir! Lass uns eilen!“ (1,4).

Das genau ist das monastische Leben. Das ganze monastische Leben lässt sich in diesem Ruf zusammenfassen, in dieser Sehnsucht der Braut, sich vom Bräutigam anziehen zu lassen, immer mehr von dieser Dynamik erfasst zu werden, die auf Seine Gegenwart, auf sein Herz zueilt.

Profess ablegen nach der Regel des heiligen Benedikt ist ein Akt der Freiheit. In voller Freiheit sagen wir „ja“ zum Weg des monastischen Lebens in einer Gemeinschaft, weil wir „ja“ sagen wollen zu Christus und seiner Liebe. Allein auf uns gestellt haben wir nicht die Kraft, auf diesem Weg dem Willen Gottes zu entsprechen. Unsere Freiheit, die sich in den Gelübden ausdrückt, kann nur mit Entschiedenheit immer wieder darum bitten: „Zieh mich her hinter Dir! Lass uns eilen!“

Wenn wir das verstanden haben, fürchten wir uns nicht mehr vor dem Engagement, denn wir wissen, dass wir die Energie für diesen Weg nicht aus uns selbst schöpfen können. Die notwendige Kraft gibt uns Derjenige, der uns anzieht. Das ganze Engagement unserer Freiheit besteht in der ständigen Erneuerung des Rufes der Braut: „Zieh mich her hinter Dir! Lass uns eilen!“ – was auch immer geschehen mag. Was unser Herz weit macht, ist die Einladung Christi, der uns an sich zieht und uns unermüdlich, immer wieder sagt: „Hier bin ich! Ich liebe dich, mich dürstet nach dir! Komm zu mir! Liebst du mich? Folge mir nach!“

Damit eine Berufung, irgendeine und jede Berufung, nicht erstickt in einer mechanischen, sterilen Befolgung von Regeln, ohne Liebe, ohne Sehnsucht, müssen wir darüber wachen, dass das Feuer in ihrer Seele lebendig bleibt. Die Seele jeder Berufung ist die Liebe Christi, die uns anzieht durch ihre Schönheit, durch ihre ursprüngliche und absolute Schönheit, von der jedes Geschöpf, auch das schönste, nur ein Abglanz ist.

Da wo Jesus gegenwärtig ist, zieht er uns an sich und beflügelt uns, auf dem Weg der Liebe voranzueilen. Seine Gegenwart genügt. Sein Ausruf „Mich dürstet!“ ist eine Einladung, der wir nicht widerstehen können, die unser ganzes Wesen völlig erfasst.

Aber wie kommt es denn, dass das für uns gar nicht immer stimmt? Warum lassen wir uns von dieser Anziehungskraft ablenken? Warum können wir so tun, als würde sie uns kalt lassen? Wie kommt es, dass wir mit der Macht der Anziehungskraft Christi so umgehen, als würde es sich um irgendeine Anziehungskraft handeln, nicht mehr, oft sogar weniger? Um es mit einem Bild der Braut aus dem Hohelied auszudrücken: Warum gibt es Weine, die uns besser schmecken als die Liebe des Bräutigams?

Sicher weil wir Sünder sind. Die Ursünde hat uns die Neigung eingeprägt, uns vor Gott zu verbergen, wenn er im Garten wandelnd uns ruft, das heisst, wenn Er uns zu sich lockt, uns einlädt zur Freundschaft mit Ihm. Die Schuld in uns ist die Tendenz, die Augen vor der Sonne zu zumachen und dann daraus zu schliessen, dass es kein Sonnenlicht gibt.

Ein anderer Grund aber ist unsere mangelnde Aufmerksamkeit. Wir merken oft nicht, dass Gott uns in allem und durch alles an sich zieht, dass selbst unsere Sehnsucht nach dem Götzenbild ein Ausdruck unseres Sehns nach Gott ist. Unser Herz sehnt sich von seiner Beschaffenheit her nach der Schönheit aller Schönheit, nach der höchsten und letzten Wahrheit, nach der Freude, die jede Freude überbietet.

„Nichts höher schätzen als die Liebe zu Christus“

„Deine Liebe ist köstlicher als der Wein“ (1,2). Diese Worte der Braut erinnern mich an die Hochzeit zu Cana. Die Liebe Jesu ist köstlicher als der Wein. Trotzdem aber begnügt sich Jesus nicht damit, die Gäste zu trösten: „Seid nicht traurig, weil ihr keinen Wein mehr habt, denn ich liebe euch!“ Nein, Jesus lässt uns seine Liebe konkret erfahren, indem Er Wasser in Wein verwandelt. Wein ist ein verlockendes Getränk, und hier wird es zum Instrument und Zeichen, mit dem uns Christus an sich zieht. Jesus verwandelt aber nicht eine geringe Menge mittelmässigen Weines, sodass wir schnell zu Ihm gehen, um uns von Ihm trösten zu lassen. Nein, Er gibt eine Riesenmenge ausgezeichneten Weines. Dieser Überfluss an hervorragender Qualität stiftet Freude und macht so das Aussergewöhnliche an Jesus offenbar. Er lässt uns konkret die Freude erfahren, die uns in Ihm, in seiner Liebe geschenkt ist.

Die Jünger haben das sofort begriffen. Sie haben in diesem Zeichen, in der Güte dieses Weines die Güte und die Schönheit Christi erkannt. Sie haben an Ihn geglaubt und sind Ihm mit noch grösserer Entschiedenheit gefolgt. Sie haben nicht gewartet, bis die sechs Weinkrüge leer waren, um dann Jesus zu folgen. Sie haben nicht gewartet, bis das Vergnügen zu Ende ist, um sich dann von Jesus trösten zu lassen. Nein, sie gingen gleich von der hervorragenden Güte und dem Überfluss des Weins über zur hervorragenden Güte und dem Überfluss der Liebe Jesu.

Oft verlangen wir nach Christus erst, wenn der Wein zu Ende ist. So brauchen wir Christus als Medikament gegen die Depression, wenn Freude, Lust und Geschmack am Leben zu Ende sind. Das ist der Grund für den Zwiespalt zwischen unserem konkreten Leben und der Treue zu Christus. Das ist der Grund für den Dualismus zwischen Gebet und Alltagsleben, zwischen Liturgie und Arbeit, zwischen Anbetung und Brüderlichkeit.

Wir sind aber dazu berufen, uns an Christus zu hängen, an Ihm zu haften, weil er Alles ist, weil er der alles umfassende Sinn unseres ganzen Lebens ist. Wie die Braut im Hohelied: Sie lässt sich vom Geliebten verlocken in allen Situationen und durch die gesamte Wirklichkeit ihrer Erfahrung. Oder wie die Jünger in Cana, welche sich anziehen lassen von Christus in dem Moment, wo sie den ausgezeichneten Wein kosten, den Er ihnen geschenkt hat. Stellen wir uns konkret vor, wie sie beim Trinken aufschauen über den Rand des Bechers, um Jesus mit Bewunderung und Freude anzuschauen.

Auf diese Weise wird die Anziehungskraft Christi zur Schönheit unseres Lebens. Diese neue Schönheit, dieser neue Geschmack am Leben verwandelt alles, was wir leben, alles, was wir ganz gewöhnlich, wie alle andern leben. So werden wir zu einem lebendigen Zeugnis dafür, dass „nichts höher schätzen als die Liebe zu Christus“ in allem und durch alles das ganze Leben von Seiner göttlichen Schönheit und Güte erstrahlen lässt.